



## Ein Mord und drei Todesfälle

Als das Handy klingelte und ich die Zahlen auf dem Display erkannte, hatte der Nebel sich um mich geschlossen.

Ich lief nach meiner Schicht im Altenheim im Westen Münchens nach Hause zur Wohnwagensiedlung, an der Landstraße entlang ins freie Feld. Eigentlich war es ein idyllischer Pfad. Tulpen, die nach dem langen Winter zögerlich aus der Erde krochen. Ein freier Blick auf die umliegenden Felder, auf denen friedlich Kühe grasten.

Jetzt nur Nebel. Mir kam er gerade recht. Ich hatte nichts für diese Schönheit übrig.

Das Handy vibrierte weiterhin leise in meiner Hand. Ich kannte die Nummer inzwischen auswendig, hatte sie mir eingepägt in den Stunden, in denen ich wie leblos auf das Display gestarrt hatte. Ich zögerte lange, konnte mich weder für den grünen, noch für den roten Knopf entscheiden.

Der Nebel klammerte sich mit steifen Fingern an mich, Tröpfchen sammelten sich in meinem Oberlippenbart. Bald rannen mir die ersten den Mundwinkel hinab. Kitzelten mich am Kinn und fielen auf mein schwarzes T-Shirt.

Ich drückte entschlossen auf Grün.

„Hallo Kommissar Johansen“, sagte ich und war bemüht, meiner Stimme einen möglichst freundlichen Klang zu geben, „wie kann ich Ihnen helfen?“ Unruhig zog ich an den Nieten meines schwarzen Lederarmbands.

„Ihre Mutter konnte ich leider nicht erreichen und Sie sind ja schließlich gerade achtzehn geworden, da kann ich auch mit ihnen drüber reden ...“ Der Kommissar redete schnell, ein Wort nach dem anderen schoss aus seinem Mund und traf mich zielgenau.

„Aber wieso?“, fragte ich und schluckte. Ich bemerkte selbst, dass ich panisch klang, als ich fragte: „Er wurde erst vor einem Jahr verurteilt! Und jetzt soll das Verfahren neu aufgerollt werden? Warum?“

Automatisch beschleunigte ich die Schritte, bis ich in einen leichten Trab fiel. Das einzige Geräusch in der Stille waren die Kieselsteine, die unter meinen Schuhsohlen knirschten, während der Kommissar wieder anfang zu reden, sich zu erklären und dabei alles nur noch schlimmer machte.

Meine Gedanken schweiften ab und ich nahm nur noch Bruchstücke wahr: „Yonas Klein ... neue Beweislage ... Antrag ... Staatsanwaltschaft ...“

Der Weg kam mir heute endlos vor. Ich hätte schon längst da sein und das Tor mit dem Schriftzug *Wohnwagensiedlung Maiblume* vor mir sehen müssen. Meine Mutter hatte garantiert die letzte Stunde damit verbracht, möglichst unauffällig durch die Gardinen unseres Wohnwagens zu spähen und nach mir Ausschau zu halten, um mir dann einen Vortrag darüber zu halten, dass ich mich immer in der Gegend herumtrieb.

Ich presste die Lippen zu einem dünnen Strich zusammen. Egal was ich tat, sie hatte immer etwas daran auszusetzen. Letztes Jahr die Schule abzubrechen, war



vielleicht nicht die beste Idee gewesen, aber immerhin hatte ich es inzwischen geschafft, eine Anstellung als Hilfskraft im Altenheim zu bekommen. Doch das reichte ihr nicht. Sie wollte nicht mich, sie wollte Max zurück, den großen, perfekten Bruder.

Die Stimme des Kommissars drang immer noch gedämpft durch den Hörer.

Ich konnte meiner Mutter nichts von diesem Gespräch sagen, das wurde mir in diesem Moment klar. Sie würde es nicht verkraften zu wissen, dass ...

Neben mir im Gebüsch knackte es und unwillkürlich kroch mir ein Schauer über den Rücken. Nur ein Kaninchen oder ein Vogel, redete ich mir ein. Mit einer Hand klappte ich meinen Jackenkragen hoch.

„Ich werde mich wieder melden“, sagte Johansen und legte auf. Ich trat aus dem Nebel heraus. Plötzlich sah ich alles wieder klar. Ich starrte auf das Handy. Der Mörder meines Bruders kam frei.

\*

„*Der Mörder meines Bruders kam frei*“, schrieb Sabine mit zitternden Händen in ihr Notizbuch und zupfte abwesend an dem dicken Wollschal, den sie sich um den Kragen des Anoraks geworfen hatte. Fast unleserliche Buchstaben schlängelten sich über das blassgelbe Papier. Erst als sie begannen, vor ihren Augen zu verschwimmen, blickte sie schließlich auf.

Das kalte Licht der Energiesparlampe fuhr über die feinen Furchen auf ihren Händen und verlor sich in den Ecken des kleinen Raumes.

Keine Fotos an den Wänden, keine Bücher, die sich in hohen Stapeln auf dem Boden türmten, nur ein schmales, niedriges Bett, das unter dem Dachfenster stand, ein klobiger Schrank und der Schreibtisch, an dem sie saß. Sie streckte einzeln jeden Finger der rechten Hand auf dem dunklen Holz aus, hörte deutlich die Gelenke nacheinander knacken. Arthrose.

Mit dem Alter wird es immer schwieriger, vor der Zeit davonzurennen, dachte sie. Die Beine können dich nicht mehr tragen, dann wird der Gehstock kommen, dann der Rollator und plötzlich holt die Vergangenheit dich ein und blickt dir fordernd ins Gesicht.

Sie schaute zu, wie ihr Atem kleine Wolken in den leeren Raum schickte.

Das Echo von Sirenen riss sie aus ihrer Trance.

Zögernd stand sie auf, rieb ihre Hände an den Jeans, unter denen sie eine Thermostrumpfhose trug, ging mit lautlosen Schritten zum Fenster und öffnete es. Eisige Luft kroch zusammen mit einer kleinen Spinne in den Raum. Draußen war es nur um wenige Grad kälter als in der Wohnung. Sie hatte das Gas abgestellt, um Geld zu sparen. Wenn sie untertauchen müsste, würde sie jeden Cent brauchen.

Als sie letzten Montag die Dose Katzenfutter in der Post entdeckt hatte, wusste sie, dass es vergebens gewesen war, wegzulaufen. Justus hatte sie gefunden. Sie drehte sich um: Da stand sie immer noch, die Dose, halb unter den Schrank



geschoben. Klein und unschuldig, in blaue Plastikfolie gewickelt, auf der zwei Katzen mit einem scheinbaren Lächeln ihre kleinen, spitzen Zähne zeigten.

Zuerst hatte sie sich nichts dabei gedacht, als sie die Dose in ihrem Briefkasten fand. Die Nachbarn hatten schließlich eine Katze. Ein altes, fettes Ding, das sich nur träge bewegte. Sie wollte die Dose gerade in den richtigen Briefkasten werfen, als sie den Totenkopf erkannte, der in schwarzem Edding auf die Unterseite gemalt worden war. Vergessene Bilder kehrten zurück. *Katzenfutter*, so hatte Justus damals die klebrige, braune Pampe genannt, die sie in der Klinik als Eintopf servierten.

Sie zog den Anorak enger um sich und schloss das Fenster.

Immerhin das Buch war ihr geblieben. Sie hatte es angefangen, nachdem der Polizeipsychologe ihr dazu geraten hatte. Schreiben könne helfen, ein Trauma zu überwinden, hatte er erklärt. Bis jetzt war sie nie über die erste Seite hinausgekommen.

Sie zwang sich, den Blick von der Dose abzuwenden und schaute wieder nach draußen. Gleich morgen würde sie das verfluchte Ding entsorgen.

Es hatte angefangen zu schneien und die Autos, die vor dem Plattenbau standen, waren von einer dünnen Pulverschicht bedeckt.

Sabine sah den Mann nicht, der auf die Eingangstür zugetreten sein musste, aber als die Türklingel mit einem lauten Kreischen zum Leben erwachte, wusste sie, dass unten Justus stand. Sie hatte nie gezweifelt, dass er irgendwann in ihr Leben zurückkehren würde, aber trotzdem hatte sie gehofft, in Lübeck sicher zu sein und jeder Erinnerung an Berlin aus dem Weg gehen zu können. Sie hatte keine Freunde mehr hier, hatte nach ihrer Rückkehr aus Berlin den Kontakt zu den Leuten aus ihrer Schulzeit abgebrochen.

Vielleicht war er es gar nicht. Er durfte es nicht sein! Justus. Ihre Handflächen wurden feucht, innerlich sah sie ihn vor sich stehen – ein Nadelstreifenanzug, rote Lederschuhe aus italienischer Handarbeit, eine große, teure Uhr an seinem Handgelenk und ein schmieriges Lächeln auf dem Gesicht. Würde sie ihn nicht kennen, würde sie über sein albernes Auftreten lachen.

Vorsichtig beugte sie sich vor und schaute an den Efeublättern hinab, die sich um das Haus rankten.

Sie sah einen Rücken, breite Schultern, einen Scheitel. Erkannte die Kopfform, zuckte zurück, fuhr herum und presste sich flach gegen die Zimmerwand. Es klingelte noch einmal. Und dann ein weiteres Mal. Sie flüchtete zum Bett, zog die Decke bis zum Kinn und hielt sich schluchzend die Ohren zu.

Als am nächsten Morgen Sonnenstrahlen durchs Fenster fielen, wollte sie glauben, dass sie aus einem schlechten Traum erwacht sei. Es konnte nicht sein, dass Justus gestern Abend wirklich vor ihrer Haustür gestanden hatte, dass er mit seinen Fingern die Buchstaben auf ihrem Klingelschild nachgefahen war und sie aus ihrer mühsam konstruierten Welt gerissen hatte. Sie schälte sich aus dem Anorak und den Jeans, bibberte in der Kälte und ging ins Bad um sich zu waschen.



Ihr Gehirn hatte ihr einen Streich gespielt, so musste es sein, hatte alte Erinnerungen hervorgekramt und auf eine willkürliche Person übertragen. Woher sollte Justus auch wissen, wo sie wohnte? Und das Katzenfutter? Ein Jungenstreich!

Sie zog sich an, Unterwäsche, Strumpfhose, Jeans und Pullover und dazu der ewiggleiche Anorak aus Polyester. Sie hatte das verdammte Ding satt. Hatte es satt, in einer kalten Wohnung zu sitzen, in ständiger Angst vor einer eingebildeten Gefahr. Justus war nicht hier gewesen. Sie brauchte nicht zu fliehen.

Heute Nachmittag würde sie bei der Geschäftsstelle anrufen und einen neuen Vertrag für das Gas abschließen. Und dann endlich wieder ein halbwegs normales Leben führen. Sie beschloss, einen Spaziergang durch den frischen Schnee zu machen, bevor er schwarz und matschig wurde. Sie nahm ihre Handtasche aus dem Schrank und öffnete die Wohnungstür. Als sie einen Fuß in den Hausflur setzen wollte, stolperte sie fast.

Vor ihr lag ein dicker Umschlag aus braunem Papier. In Schönschrift stand darauf: *Sabine Lobmann. Du weißt, warum.*

\*

„Thomas, willst du mir irgendetwas sagen?“, fragte meine Mutter mit verhaltenem Ärger in der Stimme, nachdem ich den Wohnwagen betreten hatte. Immer, wenn sie in dieser Tonlage mit mir sprach, fühlte ich mich wie der fünfjährige Junge, der vor dem Mittagessen noch schnell einen Keks aus der Dose im Küchenschrank stibitzt hatte. Sie hat mich jedes Mal erwischt. Unser Wohnwagen war einfach zu klein um etwas lange geheim zu halten.

„Was ist denn?“, antwortete ich ausweichend und zog dabei die Worte in die Länge. Zeit gewinnen war bei meiner Mutter immer eine gute Idee.

Sie muss gerade gearbeitet haben, dachte ich. Sie trug eine weite lila Bluse, auf der in goldenen Buchstaben *Theresa* stand. Eigentlich hieß sie Hildegard, aber vor einem Jahr, nachdem Max gestorben war, hatte sie sich umbenannt, um ihrem neuen Ich gerecht zu werden.

„Das weiß der werthe Herr sehr wohl!“, antwortete sie und gab sich inzwischen noch nicht einmal mehr Mühe, ihre Wut zu verbergen. „Thomas Holzhausen, ich habe die Karten für dich gelegt und es sieht nicht gut aus, mein Junge, es sieht nicht gut aus! Du gerätst auf die schiefe Bahn! Du raubst mir den letzten Nerv! Warum kannst du nicht ein bisschen, ein bisschen so sein wie dein Bruder?“ Sie fuhr sich aufgebracht durch die Haare. „Wenn du dir nicht mehr Mühe gibst im Altenheim, dann wirst du die Stelle auch noch verlieren! Und dann ...“

Ich spürte, wie Wut in mir aufkochte. Immer ging es um Max, wie toll er gewesen war, wie klug, wie nett. Seine Perfektion verfolgte mich selbst nach seinem Tod noch. Seine *scheinbare* Perfektion. Aber ich schwieg und versuchte mich zu beruhigen. Immerhin ging es nur wieder um ihre Tarotkarten, und nicht um den Kommissar.



Meine Mutter war selbsternannte Wahrsagerin. Unser Wohnwagen war klein, es passten gerade einmal eine Kochzeile, ein Schrank, ein schmales Sofa und ein Bett hinein, doch das Auffälligste war der runde Tisch, auf dem zahlreiche Tücher mit Blumenprint lagen. Dort stand in einem Metallhalter eine goldene Kugel, die sie letztes Weihnachten den Nachbarn vom Baum gestohlen hatte. Sie behauptete, darin die Vergangenheit sehen zu können und mit den Karten legte sie nichtsahnenden Besuchern die Zukunft. Diese bestand meistens aus einem plötzlichen Tod – entweder starb der Besucher selbst, oder einer seiner nahen Verwandten, zumindest aber seine Katze.

Ich konnte mich jedes Mal wieder darüber aufregen, dass sie leichenblasse Menschen aus dem Wagen führte und ihnen dabei noch herzlich die Hand schüttelte. Heute war es mir egal.

„Ich werde mich anstrengen, Mama“, sagte ich mit einem gezwungenen Lächeln.

\*

Sabine stand in der Tür und starrte auf den Umschlag. Irgendwann wurden ihre Augen trocken und sie blinzelte. Starrte. Blinzelte. Da war ein Tintenklecks gleich über dem O von Lohmann. Und noch einer unter dem S von Sabine. Es sah aus wie ein spiegelverkehrtes Fragezeichen – öffnen oder nicht öffnen?

Mit einem leisen Quietschen ging die Tür gegenüber auf. Sabine sah hoch. Müller, der Nachbar mit der dicken Katze, trat heraus, schloss hinter sich ab und erwiderte einen Moment lang ihren verzweifelten Blick. Sie sagte nichts. Schließlich murmelte er ein angestregtes Hallo und ging eilig den Gang hinunter. Bevor er ins Treppenhaus abbog, drehte er sich noch einmal stirnrunzelnd zu ihr um.

Sie hörte unten die Tür knallen, als er das Haus verließ. Dann ein lautes Poltern. Suchend schaute sie sich um, konnte das Geräusch aber nicht zuordnen. Kam es von den Nachbarn?

Nein.

Etwa aus ihrer Wohnung? Aber wie sollte jemand dort hineingekommen sein?

Sie ging zurück und durchkämmte die Räume. Küche und Bad waren schnell zu überblicken, weiß gefliest, spartanisch eingerichtet, funktional gehalten. Auch das Schlafzimmer war noch in genau dem Zustand, in dem sie es heute Morgen verlassen hatte. Mit wenigen Schritten war sie im Wohnzimmer.

Auch hier entdeckte sie nichts Auffälliges. Sicherheitshalber schaute sie noch unter das Ledersofa und hinter die zugezogenen Vorhänge. Kein Einbrecher mit roten Lederschuhen.

Verwirrt kehrte sie in den Hausflur zurück. Sie wurde das Gefühl nicht los, langsam, aber sicher verrückt zu werden. Erst als ein klägliches Miauen ertönte, fingen ihre Gehirnzellen an zu arbeiten. Etwas kratzte von innen an der gegenüberliegenden Holztür.

„Die Katze! Diese verfluchte Katze!“, heulte sie auf. Wütend stampfte sie in ihr Schlafzimmer, kramte die Dose unter dem Schrank hervor, kehrte zurück und



warf sie gegen Müllers Tür. Sollte das blöde Ding doch sein Katzenfutter haben. Das Miauen verstummte mit einem Mal.

Ärgerlich hob sie den Umschlag vom Boden auf und kehrte in ihre Wohnung zurück. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch. und fuhr langsam die Buchstaben auf dem Papier nach.

Justus hatte schon immer Wert darauf gelegt, etwas Besonderes zu sein.

Bei einem ihrer gemeinsamen Abende hatte er ihr erzählt, dass er während des Studiums Kalligraphie-Unterricht genommen habe. Er sagte, er wolle nicht einer dieser Ärzte sein, für deren Schrift man einen Übersetzer bräuchte.

Er schien sein Ziel erreicht zu haben.

Ohne es zu wollen, bewunderte sie den leichten Bogen seiner Buchstaben. Dann drehte sie den Umschlag um und riss ihn auf.

Ein Schwall von Papieren ergoss sich auf ihren Schreibtisch. Sie sah eng bedruckte Zeilen. Ein großformatiges Foto. Stempel und Unterschriften. Zwei Schlüssel. Schlüssel? Verwirrt zog sie die Stirn zusammen. Wozu zwei Schlüssel ... ein rotes Post-It zog ihre Aufmerksamkeit auf sich. Sie zupfte es vorsichtig ab. Las die Worte wieder und wieder.

*Ein Vogel liegt tot  
auf Gleisen der Eisenbahn  
Zerstörung der Welt.*

*Luisenstraße 22, Berlin*

Verrückt, Justus war doch einfach verrückt. Sollte das eine Drohung sein? Ihr Bauch zog sich krampfhaft zusammen.

Sie war nicht schuldig am Tod des Mannes, der sie vorwurfsvoll von dem Foto anstarrte, das Justus ihr geschickt hatte. Sie war *nicht* schuldig.

Das Falsche getan, ja, das hatte sie mehr als einmal. Katzenfutter für die Patienten und Kaviar für sie. Schuld an dieser Nacht vor dreißig Jahren war sie deswegen noch lange nicht! In kreisenden Bewegungen rieb sie sich die schmerzenden Schläfen. Was wollte er damit beweisen? Was *konnte* er damit überhaupt beweisen? Nichts und wieder nichts. Der Fall war längst verjährt. Außer ... Sie vergrub das Gesicht in den Händen.

Mord verjährte nicht.

Im selben Augenblick verbot sie sich den Gedanken. Das, was im Sommer'84 passiert war, war kein Mord gewesen. Es war ein Unfall.

Ruhelos trommelte sie mit den Fingern auf der Schreibtischplatte. Sie musste sich irgendwie ablenken. Suchend glitt ihr Blick umher und fiel auf das Notizbuch.

Sie zog es zu sich heran und fing an zu schreiben:

*„Servus, Grüß Gott!“ war das erste, was ich am nächsten Morgen hörte. Müde rieb ich mir*



*den Schlaf aus den Augen und sah mich direkt der Bergens gegenüber, die im Wohnwagen nebenan wohnte.*

\*

„Servus, Grüß Gott!“ war das erste, was ich am nächsten Morgen hörte. Müde rieb ich mir den Schlaf aus den Augen und sah mich direkt der Bergens gegenüber, die im Wohnwagen nebenan wohnte.

„Thomas, Thomas“, tadelte sie, „diese Ringe unter den Augen machen dich nun wirklich nicht jünger. Und dieses Nasenpiercing, ich weiß ja nicht, Junge.“

Ich unterdrückte den Drang, eine Grimasse zu ziehen. Als ob ich mit nicht einmal zwanzig Jahren alt aussehen könnte. Aber die Bergens hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, jeden, dem sie begegnete, auf sein angeblich voranschreitendes Alter anzusprechen, um von ihrem eigenen abzulenken.

„Ihnen auch einen guten Morgen, Frau Bergens“, antwortete ich verkniffen. Die Frau war ein Fossil, nur unter ihrem Nachnamen bekannt und manche behaupteten, sie hätte selbst den Urknall miterlebt. Zumindest aber war sie Gründungsmitglied der Wohnwagensiedlung. Auf sie ging dieser beschissene Name *Maiblume* zurück. „Unsere Gemeinschaft blüht wie eine Blume im Frühling“, pflegte sie ungefragt zu erklären.

„Vielleicht solltest du einmal meine Anti-Aging ... ähm ... meine Tagescreme probieren. Wirkt Wunder, sag ich dir, Schätzchen, wirkt Wunder. Und dann solltest du dir wirklich die Haare schneiden.“ Sie zupfte an einer Strähne. „Ein erwachsener Junge und schulterlange Haare wie ein Mädchen, sowas aber auch ... Aber sei doch so nett, Darling, und sag mir, wo deine liebe Mutter sich versteckt“, verlangte sie mit zuckersüßer Stimme zu wissen und versuchte, mich in die Wange zu kneifen.

Panisch robbte ich an das andere Ende des Sofas und wickelte die Decke fest um den Pyjama. Der Nachteil daran, auf dem Sofa gegenüber der Eingangstür zu schlafen, war offensichtlich: Ich war allen morgendlichen Besuchern wehrlos ausgeliefert. Mama weigerte sich abzuschließen, weil wir sonst die Einzigen wären, die sich von den anderen „isolieren“ würden, wie sie es ausdrückte. An Tagen wie diesen verfluchte ich sie dafür.

„Ich glaube, sie ist rüber zu Felicitas gegangen“, improvisierte ich, um die Bergens loszuwerden.

„Felicitas, Felicitas ... du wirst es mir nicht glauben, Thomas, mein Junge, aber letzten Samstag hat mir Inge erzählt ...“

„Weiß ich doch schon, weiß ich doch schon!“ unterbrach ich sie. „Ist mir alles bestens bekannt“ fügte ich mit falschem Lächeln hinzu.

Schmollend schob sie die Unterlippe vor.

„Na dann eben nicht. Wie du willst. Ich geh dann jetzt.“ Sie schaute mich auffordernd an, aber ich tat ihr nicht den Gefallen, sie noch zu einem Kaffee einzuladen.

„Tu das. Bis bald“, sagte ich stattdessen. *Auf Nimmerniedersehen*, wünschte ich



mir in Gedanken.

Als sie schon aus der Tür heraus war, hörte ich sie rufen: „Ach übrigens, ich hab vorhin die Post mit reingebracht. Einen komischen Brief habt ihr da bekommen ... ganz dünn ... Poststempel aus München ...“ Ihre Stimme verlor sich.

Alarmiert fuhr ich auf dem Sofa auf. Das konnte nur einer sein! Ich hastete zum Tisch und durchwühlte die Umschläge. Ein Mahnbescheid der GEZ. Ein Prospekt des örtlichen Möbelhauses, das gerade 63-jähriges Jubiläum feierte. Und ein Brief aus München, genau wie die Bergens gesagt hatte. Adressiert war er an Hildegard Holzhausen, wohnhaft in der Maiblumensiedlung 5. Ich riss ihn eilig auf und überflog den Inhalt.

*Sehr geehrte Frau Holzhausen, in dem Verfahren 349 Js 155/11 ... neue Beweislage ... wir bitten Sie daher aufs Dringlichste sich umgehend beim Polizeipräsidium München zu melden.*

Ich hörte Schritte vor der Tür und versteckte den Brief hastig hinterm Rücken im Bund meiner Schlafanzughose. Meine Mutter trat ein und hob fragend die Augenbrauen, als sie mich um diese Uhrzeit schon wach und aufrecht stehend sah. Ich erwiderte ruhig ihren Blick.

„Die Bergens sucht nach dir“, sagte ich.

„Wie oft habe ich dir schon gesagt, dass du sie nicht so nennen sollst! Sie heißt Frau Bergens, immer noch Frau Bergens! Wir behandeln einander respektvoll ... so habe ich dich nicht erzogen!“

„Ja, ja, auf jeden Fall sucht sie dich. Draußen.“ Wedelnd streckte ich den Finger in die Richtung, aus der sie gerade gekommen war.

Sie warf mir einen letzten bösen Blick zu und drehte sich auf dem Absatz um. Erleichtert atmete ich auf und holte den Brief wieder hervor. Ich würde ihn verstecken müssen und dann Kommissar Johansen anrufen. Ich zog mich um, riss ein Stück Frischhaltefolie vom Halter an der Wand und verließ überstürzt den Wagen, nachdem ich mich vergewissert hatte, dass meine Mutter außer Reichweite war.

Ich kannte das perfekte Versteck für mein kleines Geheimnis.

Die Siedlung lag am Rande eines Waldes und war der einzige Ort, an dem man wirklich allein sein konnte. Ich hatte einen Lieblingsplatz, auf den ich nun zielstrebig zusteuerte: Ein umgeknickter Baum, auf der Oberseite ganz weich vom vielen Moos, mit einem schmalen Riss an der Seite.

Genau hier hatte ich auch den Schlüssel für das Schließfach versteckt. Ich hatte ihn vor ungefähr einem Monat gefunden, in einer Ritze im Sofa. Ich wusste nicht, ob Max ihn dort verloren hatte oder ob er ihn mir absichtlich hinterlassen hatte. Ich nahm ihn heraus, fuhr über das kleine Schild, das daran angebracht war. *Münchner Volksbank*. In das kleine Versteck passte nur eins: entweder der Schlüssel oder der Brief. Also stopfte ich den Schlüssel in die Hosentasche, faltete den Brief mehrmals und wickelte ihn fest in Frischhaltefolie. Vorsichtig schob ich ihn in den Riss und nach einigem Drehen, Wenden und Fluchen gelang es mir tatsächlich, ihn komplett zu verbergen.

Erschöpft setzte ich mich auf den Stamm und wählte die Nummer des Kommissars.





„Johansen“, meldete der sich nach einem schier endlosen Klingeln atemlos.

„Thomas Holzhausen hier. Meine Mutter hat heute ihren Brief erhalten. Ich rufe in ihrem Auftrag an. Leider ist sie momentan unpässlich.“

„Unpässlich?“, fragte er.

„Genau, unpässlich. Ähm ... Magen-Darm, wissen Sie? Genau, Magen-Darm. Deswegen kann sie gerade auch nicht anrufen. Kotzt sich gerade die Seele aus dem Leib. Genau.“

„Ähm, na dann ... gute Besserung, schätze ich mal. Hab momentan nicht wirklich Zeit. Einsatz, Sie verstehen? Aber sagen wir, kommen Sie doch morgen einfach auf der Wache vorbei. Dann können wir alles Weitere klären.“

Als ich in unseren Wohnwagen zurückkehrte, war meine Mutter gerade dabei, der Bergens zu erklären, dass sich in deren angebrochener Milch durch einen Fehler in der Produktion giftige Enzyme gebildet hätten. Die Bergens war mit einem „unguten Gefühl in der Magengrube“, wie sie es sagte, zu ihr gekommen und meine Mutter hatte ihr die Karten gelegt. Wie ich erfahren durfte, ergaben die eine wahrlich tödliche Kombination: Der Narr, der unbeschwert auf den Abgrund zuläuft, „... Ihre Unwissenheit, Frau Bergens, Ihre Unwissenheit gegenüber dem Gift ...“, der Mond, „... Symbol für die Täuschung, der Sie unterliegen ...“ und der Tod, „... dazu muss ich ja wohl wirklich nichts sagen.“

Ich würde alles, was ich habe – was nicht wirklich viel war – darauf verwetten, dass es das erste Mal war, dass die Bergens sprachlos dastand. Freundlicherweise war meine Mutter so nett, ihr nicht nur den nahenden Tod zu verkünden, sondern ihr auch im gleichen Atemzug anzubieten, die vergiftete Milch fachgerecht zu entsorgen.

Nachdem Frau Bergens dankend angenommen hatte und gegangen war, schaute mich die „große Wahrsagerin“ entschuldigend an und sagte: „Ich brauche Milch für den Millirahmstrudel.“

\*

Es war später Nachmittag, als Sabine das Kapitel beendete. Müde schloss sie die Augen, fuhr sich durchs Haar und ballte die Faust. Irgendwie musste sie die Gedanken aus dem Kopf bekommen.

Als sie vor dreißig Jahren das erste Mal das Krankenzimmer der Klinik betreten hatte, war ihr die Luft weggeblieben. Sie hatte sich zur Seite gedreht und auf die dreckigen Fliesen gekotzt.

Sie sah alles wieder vor sich ...

Es war schwülwarm gewesen in dem fensterlosen Raum, roch nach ungewaschenen Körpern und abgestandener Luft. Neonröhren flackerten störrisch an der Decke, eine Kakerlake kroch über die zerschlissene Tapete, blieb stehen und zuckte mit den Fühlern. Schnell blickte sie weg. Zwei, drei gelbe Pfützen bedeckten den Boden, auf dem sich Bett an Bett reihte. Manche



Patienten starrten ins Leere, andere waren mit den Handgelenken an das Gestell fixiert. Bis auf das Ticken der Uhr an der Wand war es totenstill.

„Machen Sie sich keine Sorgen“, sagte Justus Selbig und klopfte ihr aufmunternd auf die Schulter. Seine Stimme wurde von der hohen Decke zurückgeworfen und dröhnte in ihrem Kopf. „Einer der Patienten wird sich später darum kümmern ...“ Er zeigte auf ihr Erbrochenes. „Und den meisten anderen Neuankömmlingen geht es genauso wie Ihnen. Sie sind es einfach nicht gewöhnt, aus dem Studium in den Ernst des Lebens geschmissen zu werden.“ Er gab ein glucksendes Lachen von sich und zog sie am Ärmel. „Lassen Sie uns in mein Büro gehen.“

Der Raum war mit dunklen, schweren Möbeln eingerichtet. Eine Klimaanlage brummte leise in der Ecke.

„Champagner oder Wasser?“

„Wasser, bitte“, antwortete sie und nahm mit zitternden Händen das Glas entgegen.

Sie trank es in zwei großen Zügen aus, während er redete.

„Sie sind eine ganz Sensible, nicht? Ein kleiner Vogel. Das seh' ich Ihnen doch gleich an der grünen Nasenspitze an!“ Er lachte wieder glucksend. „Na, da werden Sie Ihren Spaß hier haben. Aber jetzt bloß keinen Rückzieher! Die letzte Krankenschwester hat vor einem Monat gekündigt, wir können nicht auf Sie verzichten! Und was die Bezahlung betrifft ...“ Er zwinkerte ihr zu. „Eigentlich ist das Praktikum unentgeltlich ... aber in einer privaten Klinik haben wir da andere Möglichkeiten ... wir finden sicher die ein oder andere Sache, um Ihnen die Zeit hier zu versüßen.“

Vorsichtig stellte sie das Glas auf dem Schreibtisch ab.

„Eine Naschkatze sind Sie doch sicherlich“, sagte er und fuhr sich über die Lippen. „Haben Sie schon einmal Kaviar probiert?“

Nach einem Monat konnte sie den Krankenraum betreten ohne sich die Nase zuzuhalten.

Nach einem weiteren befolgte sie Justus Anweisungen klaglos: Patient A waschen, D's Blutdruck überprüfen, G seine Tabletten geben und sichergehen, dass er sie auch schluckte.

Die Menschen hatten keine Namen. Patient A bis S. Die meisten verbrachten ihre Zeit damit, mit offenen Augen vor sich hinzuvegetieren. Ihre Verwandten hatten sie einliefern lassen, sagte Justus. Sie kam oft in der Pause in sein Büro, probierte Château Léoville Poyferré 2009, 230 Euro die Flasche, Austern, die er frisch liefern ließ, Trüffelbutter auf warmem Baguette.

„Vergessen Sie nicht, das Katzenfutter für unsere lieben Patienten zu kaufen!“, sagte er, bevor sie wieder die Tür hinter sich schloss. Durch das Holz konnte sie ihn gedämpft lachen hören.

Nur M hatte sich selbst eingewiesen. Justus hatte gesagt, eines Tages hätte er



einfach vor der Tür gestanden, nackt, einen Lorbeerkranz um den Kopf.

„Ich brauche Hilfe“, hatte er gesagt. Das war inzwischen dreizehn Jahre her.

Er lächelte sie schmallippig an, als sie an sein Bett trat, öffnete dann den Mund zu einem O, seine Zähne waren schief, bogen sich nach oben, als wollten sie seiner Mundhöhle entkommen.

„Sie sind der Brunnen meines Glücks“, krächzte er. „Mein Stern am Abendhimmel. Gehen Sie nicht ... mein Engel ...“ Seine Stimme erstarb.

Sie gab sich Mühe, seinen Blick zu erwidern, ohne ihm den Ekel zu zeigen, der sie bei seinem Anblick überkam.

An ihrem ersten Tag in der Klinik hatte er ihr seine Liebe geschworen und ihr dann einen Heiratsantrag gemacht. Sie hatte sich artig bedankt und freundlich lächelnd abgelehnt. Ein Fehler, den sie nicht wiederholen würde. Er hatte angefangen zu weinen, dann zu schreien, langgezogene, hohe Laute, die sich mit spitzen Klauen an ihr Trommelfell klammerten. Justus musste ihn mit einer Beruhigungsspritze zum Schweigen bringen.

„Leider endet mein Praktikum morgen“, antwortete sie ihm „Aber ich werde wiederkommen. Ganz sicher.“

Ihr falsches Lächeln erstarb, als sie den Blick in seinen Augen bemerkte. Zuerst Verwirrung, dann Angst, kalte Wut, bis sie wieder den normalen, flehenden Ausdruck annahm. Er schwieg.

Sie beobachtete ihn noch einen Moment lang aufmerksam, überrascht von seiner ruhigen Reaktion. *Solange er nicht schreit*, dachte sie erleichtert.

„Dann bis bald“, sagte sie und verließ fluchtartig den Raum.

Einen Augenblick später saß sie in Justus Büro, einen Teller Froschschenkel vor sich. Appetitlos stocherte sie mit der Gabel darin herum. Justus saß ihr gegenüber an seinem Schreibtisch und schaute sie aufmerksam an.

„Du warst uns wirklich eine große Hilfe, kleiner Vogel“, sagte er schließlich grinsend. „Hätte nicht gedacht, dass du dich so gut machst.“

Sie fühlte sich unwohl bei seinen Worten, musste an die Menschen denken, die im Nebenzimmer dahinsiechten. Ich habe nur getan, was man von mir verlangt hat, redete sie sich ein. Das, was *Justus* von ihr verlangt hatte. Angeekelt ließ sie die Gabel auf den Teller fallen und vergrub die Hände in den Taschen ihres Kittels. Die glatte Oberfläche von Tabletten strich über ihre Handfläche. *Die Tabletten*. Sie erstarrte. Wem hatte sie die Tabletten nicht gegeben? Sie überlegte fieberhaft, ging die Patienten in Gedanken durch. Sie war alphabetisch vorgegangen, hatte bei A angefangen, dann B ...

„Wenn du irgendwann einmal Interesse hast ... ich könnte dir eine gute Stelle anbieten.“ Justus tätschelte ihre Hand. „Vielleicht als meine persönliche Assistentin?“

Mechanisch nickte sie. C bis G hatten auch ihre Tabletten bekommen. Und die anderen? Sie hatte an jeden gedacht. Oder?

Es klopfte an der Tür. Justus blickte verwirrt hoch.

M. Sie hatte M vergessen. Panisch sprang sie auf.



Die Tür wurde aufgestoßen, krachte mit einem lauten Knall gegen den Holzschrank dahinter.

M stand schnaubend im Rahmen, blickte von ihr zu Justus und wieder zurück. Einen Moment lang war alles still.

Dann stürzte er mit einem Schrei nach vorne, über den Schreibtisch, riss Papiere, Teller, Gläser herunter. Er streckte die Arme aus, griff mit gebogenen Fingern nach Justus' Hals. Der schlug um sich, verpasste M einen linken Haken. Zusammen gingen sie zu Boden.

Unter Schock schaute Sabine dabei zu, wie die beiden Männer sich auf dem Boden rollten, aufeinander eindroschen.

Die Tabletten. Die Tabletten, dachte sie. Sie bemerkte unbeteiligt, dass auf dem Boden rote Spritzer landeten. Justus kam auf die Knie, griff nach der Schreibtischschublade, wühlte darin herum während M ihn an den Haaren nach hinten zog. Triumphierend heulte Justus auf. Der Ton endete abrupt, als sich Finger von hinten um seine Kehle schlossen. Er begann zu röcheln, hob mühsam die Hand und warf. Gleichzeitig stieß er M den Ellenbogen in den Magen und warf sich selbst nach vorne.

Etwas traf sie am Bauch und fiel auf den Boden. Sie blickte an sich herab. Kaltes, glänzendes Metall lag vor ihren Füßen.

„Schieß!“, krächzte Justus mit gebrochener Stimme. „Schieß, verdammt noch mal!“

„Warum hast du auf das Fenster gezielt?“, herrschte Justus sie an, als er später von zwei Polizisten abgeführt wurde. Sie wollten ihn mit zum Revier nehmen, ein paar Fragen klären, sagten sie mit Blick auf die Leiche in seinem Büro und die anderen, scheinbar leblosen Gestalten im Krankenzimmer. Sabine verstand nicht, warum Justus so wütend war. M war so oder so tot.

Sie selbst wurde nicht verhaftet. Sie hatte mit der ganzen Sache nichts zu tun, sagte sie, sie war nur die Praktikantin. Die Polizisten glaubten ihr, schließlich hatte sie niemanden umgebracht, hatte nur auf die Fensterscheibe gezielt. Niemanden umgebracht.

M hieß eigentlich Egon Schenk, das hatte sie später von der Polizei erfahren. Die Obduktion machte einen Herzinfarkt als Todesursache aus, wahrscheinlich ausgelöst durch den Schreck über den Schuss. Sie hatte niemanden umgebracht.

Der Prozess gegen Justus begann ein halbes Jahr später. Nicht wegen des Todes von Egon Schenk, sondern weil die Behörden entsetzt über die Zustände in seiner Klinik waren. Justus hatte seine Patienten mit starken Betäubungsmitteln ruhig gestellt, anstatt sie richtig zu behandeln. Es war die Rede von Betrug und sogar Quälerei, Angehörige meldeten sich zu Wort, gaben Interviews in Lokalzeitungen, schüttelten wütend die Faust, wenn sie von Kameras vor dem Gerichtsgebäude gefilmt wurden.

Sabine wurde als Zeugin aufgerufen. Ja, sie hatte über die Lage Bescheid gewusst, nein, sie hatte die Behörden nicht informiert. Sie dachte, es wäre in Ordnung, solange Justus sagte, dass es in Ordnung sei. Wie hätte sie wissen



sollen .. sie war doch nur die Praktikantin!

„Du hättest ihn erschießen sollen!“, schrie Justus sie im Gerichtssaal an. In echtem Erschrecken riss sie die Augen auf, schaute Richter und Staatsanwalt unschuldig an. Die Masche zog.

Ein Klopfen riss Sabine aus ihrer Erinnerung. Sie blinzelte, wurde sich ihrer Umgebung bewusst.

Keine Klinik, kein Gerichtssaal, nur ein einfaches Zimmer in Lübeck, das Justus nie betreten würde! Aber was, wenn doch? Vielleicht sollte sie ihm zuvorkommen, seine Einladung annehmen, getreu nach dem Motto: Angriff ist die beste Verteidigung. Sie stand auf und ging mit steifen Schritten in die Küche, um das Fleischmesser zu suchen.

\*

„Können Sie sich ausweisen?“, fragte mich der Bankangestellte und musterte meine schwarzen Klamotten, die langen Haare und den Ring in der Nase. *Herr Meyers, Bankkaufmann*, stand auf dem Schild an seinem gestreiften Hemd. Dunkle Flecken hatten sich unter seinen Achseln gebildet, Schweißperlen rannen ihm die Stirn hinab.

Schweigend zog ich den Personalausweis aus der Tasche und legte ihn auf den Tresen.

Er nahm ihn und hielt ihn ins Licht seiner Schreibtischlampe, beäugte die kleinen Buchstaben.

„Thomas Holzhausen also, aha. Scheint ja alles korrekt zu sein. Wenn Sie mir bitte folgen würden“ Er deutete auf eine Tür links von ihm und ging voraus. Ich blieb immer noch stumm, nickte nur knapp und marschierte ihm dann hinterher. So ganz traute ich meiner Stimme nicht.

Wollte ich eigentlich wirklich wissen, was in dem Schließfach war? Der Schlüssel in meiner Hosentasche wog einen gefühlten Zentner, drückte mir alle Luft aus den Lungen. Krampfhaft umklammerte ich ihn mit der rechten Faust.

Der Mann blieb vor einer Metallwand stehen, an der sich kleine Fächer nahtlos aneinanderreiheten.

„Ihres ist die Nummer 267. Ich lasse Sie jetzt allein und komme in etwa einer Viertelstunde wieder. Wenn Sie etwas brauchen, rufen Sie bitte.“

Wieder nickte ich nur und wartete, bis er den Raum verlassen hatte. Dann zog ich langsam die Hand aus der Hosentasche und löste mühsam die Finger. Ich ging auf das Schließfach zu, fuhr mit den Fingern über das kalte Metall.

Ich rutschte zweimal bei dem Versuch ab, den Schlüssel in das Schloss einzuführen. Beim dritten Mal gelang es mir endlich und ich drehte ihn mit einem Klicken um.

Die Tür schwang in meine Richtung auf und gab den Blick auf das Innere frei. Ich starrte hinein, schloss die Augen für zwei Sekunden und öffnete sie wieder.



Der Anblick blieb gleich. Mehrere Bündel violetter Geldscheine. Eine kleine Pistole.

In Gedanken hörte ich Max wieder schreien. *Ich kann dich umlegen, du Wichser, weißt du das überhaupt?*

Mit bebenden Fingern schlug ich die Schließfachtür wieder zu.

Herr Meyer schaute mich verwirrt an, als ich den Raum verließ.

„So schnell?“, fragte er und zog die Augenbrauen hoch. Es kam mir vor, als hätten sich die Flecken unter seinen Armen noch weiter ausgebreitet. Ich nickte schweigend.

Vom Sendlinger Tor nahm ich die U6 Richtung Marienplatz. Menschen drängten sich an mich, schoben mich nach hinten. Mit einem Ruck setzte sich die U-Bahn wieder in Bewegung. Aus dem Augenwinkel bemerkte ich, wie ein kleines Mädchen mit dem Finger auf mich zeigte. Ich hörte sie aufgeregt fragen: „Mama, Mama, geht der Mann auf eine Beerdigung? Und warum hat der einen Ohrring in der Nase?“

Ich drehte ihr den Rücken zu und senkte den Kopf. Spürte, wie sich ihr Blick zwischen meine Schulterblätter bohrte. Ich war schon immer derjenige gewesen, der Misstrauen oder zumindest ein Kopfschütteln bei den Leuten hervorrief.

Max dagegen war aller Welts Liebling gewesen, der, der alles schaffte und den alle mochten. In diesem Jahr hätte er eigentlich Abitur machen sollen und danach wollte er studieren, Jura oder Medizin.

„Nimm dir ein Beispiel an deinem Bruder“, hatte meine Mutter immer gesagt.

Ich schnaubte. Wenn sie Max wirklich gekannt hätte, den echten Max, nicht den, der er zu sein vorgab, dann hätte sie ihre Worte mit mehr Bedacht gewählt.

Kommissar Johansen begrüßte mich mit einem erschöpften Lächeln in seinem Büro. „Schön, dass Sie kommen konnten ... ich habe leider nicht viel Zeit, von daher werde ich es kurz machen. Sie wissen, dass Yonas Klein in der Tatnacht Kokain bei sich trug – in kleinen Plastiktüten zu je zwei Gramm verpackt. Wir sind immer davon ausgegangen, dass es zwischen Ihrem Bruder und Klein wegen der Drogen zum Streit gekommen sein muss. Entweder gab es ein Problem mit dem Preis ...“ Als ich spöttisch eine Augenbraue hochzog, hob er entschuldigend die Hände. „Womit ich nicht andeuten will, dass Ihr Bruder Drogen genommen hat. Trotzdem, es wäre eine Möglichkeit. Oder Klein hat Ihren Bruder belästigt und sie sind aneinander geraten sind. Durch Kleins Zeugnisverweigerung konnten wir weder eine Bestätigung der einen, noch der anderen Theorie finden. Wir kennen nur das Ergebnis: Ihr Bruder wurde am nächsten Morgen mit sechs Messerstichen im Rücken in der Nähe des Westfriedhofs aufgefunden.“

Mir wurde übel. Jedes Mal wurde mir übel, wenn ich daran dachte. Ich kannte die Geschichte nur zu gut, kannte sie besser, als der Kommissar dachte. Vor meinem inneren Auge blitzten bruchstückhafte Erinnerungen auf.



Max, wie er Yonas anfaucht: „Wenn ich das Geld bis Dienstag nicht habe, dann wirst du es bereuen!“

„Alter, du hast deinen Anteil schon längst bekommen. Also halt's Maul. Und wenn du mir noch einmal drohst ...“

Max' wutverzerrtes Gesicht, als er mich im Schatten stehend entdeckt: „Was willst du hier, du kleiner Feigling? Das hier ist was für große Jungs!“ Verächtlich spuckte er auf den Boden. „Verpiss dich zurück zu Mama!“ Ich schaute ihn an, drei endlose Sekunden lang, begegnete seinem kalten Blick. Dann drehte ich mich um und ging.

Am nächsten Morgen war mein Bruder tot.

„Hallo? Hören Sie mich?“ Der Kommissar fasste mich am Arm. „Ich glaube es ist besser, wenn wir uns setzen.“ Er zog mich zu seinem Schreibtisch und drückte mich auf einen Stuhl. „Haben Sie gehört, was ich gerade gesagt habe?“

Stumm schüttelte ich den Kopf.

„Es ging um die neuen Beweise. Auf den Kokaintüten fanden sich Max' Fingerabdrücke. Auch auf den Geldscheinen, die wir bei Klein selbst und in seiner Wohnung gefunden haben. Es ist nicht auszuschließen, dass Ihr Bruder nicht nur Opfer, sondern auch Täter war.“

\*

Sabine sog den Geruch nach Regen, Abgasen und Currywurst tief ein. *Berlin.*

Sie stand vor dem Mietshaus in der Luisenstraße und folgte mit den Augen einem Riss in der Fassade, der sich vom zweiten Stock bis zum Klingelschild zog.

*Schmidt*, stand da, *Öztürk*, *Schalim*, *Heine*. Und ganz unten, in der linken Ecke: *Selbig*.

Sie hatte gewusst, dass sie Justus' Namen hier finden, dass seine ordentlichen Buchstaben sie verhöhnen würden.

Warum sie überhaupt hergekommen war, konnte sie sich immer noch nicht richtig erklären. Es war Neugier, vielleicht auch Schuld gewesen, die sie wie ein Schäfchen zurück nach Hause trieb. Oder die Sehnsucht danach, Berlin nicht nur in Gedanken vor sich zu sehen, sondern endlich wieder zu spüren.

Sie war in Lübeck aufgewachsen, in dieser schönen, langweiligen Stadt und hatte sich immer nach etwas Größerem gesehnt. Ein Studienplatz an der Humboldt-Universität hatte ihr diesen Traum erfüllt. Ein Traum, der '84 zum Albtraum wurde.

Ein Tropfen fiel von der Regenrinne auf ihre Nasenspitze. Sie wischte ihn mit dem Handschuh beiseite und holte die Schlüssel aus der Tasche.

Im Hausflur begegnete ihr im Erdgeschoss Justus' Name auf einem Schild neben der Wohnungstür wieder.



Mit zitternden Händen griff sie in ihre Umhängetasche, umfasste den Griff des Fleischmessers, das sie sich vor der Zugfahrt eingesteckt hatte und zog es vorsichtig heraus.

Jetzt oder nie. Sie steckte mit der anderen Hand den Wohnungsschlüssel ins Schloss, drehte ihn um und stieß die Tür mit einem Ruck auf.

Eine Mauer aus dichter, abgestandener Luft kam ihr entgegen. Sie hielt die Luft an und trat in den Raum.

Einzelne Lichtstrahlen fielen durch die Löcher in den heruntergelassenen Jalousien.

Suchend fuhren ihre Finger an der Wand entlang, über kalte, glatte Tapete, bis sie den Lichtschalter fanden. Eine einzelne, nackte Glühbirne erwachte zum Leben und tauchte den Raum in ein eisiges Licht.

Küchenzeile, Tisch, zwei Stühle und ein kariertes Sessel, der vor einem Röhrenfernseher stand. Alles von einer dicken Staubschicht bedeckt.

Aber kein Justus.

Sie wandte sich ab und durchsuchte die anderen Räume. Im Schlafzimmer wie im Badezimmer einfache, altmodische Möbel, auf denen sich der Staub sammelte. Sie runzelte die Stirn. Wohnte überhaupt jemand hier? Und wenn nicht, warum hatte Justus ihr dann die Schlüssel geschickt?

Als sie den Lichtschalter im letzten Raum anknipste, blieb sie erstaunt im Türrahmen stehen.

Eine Lichterkette an der gegenüberliegenden Wand verbreitete einen behaglichen Schimmer. Der Raum begrüßte sie mit offenen Armen in warmen Rottönen. Wände, Teppich und Vorhänge in derselben Farbe, die sie an reife Äpfel und Rosen erinnerte. Unwillkürlich musste sie an Justus' rote Lederschuhe denken.

Sie zog die Nase kraus, schnupperte und ging auf den kleinen runden Tisch in der Mitte des Raumes zu. Tatsächlich. Duftkerzen, die sich um ein gerahmtes Foto und ein Buch rankten und einen feinen Rosen- und Lavendelduft ausströmten.

Diesen Raum konnte unmöglich Justus eingerichtet haben. Ihr Mundwinkel zuckte. Justus würde ihn wahrscheinlich noch nicht einmal in Todesangst betreten.

Sie legte das Messer auf den Boden und nahm vorsichtig das Foto vom Tisch. Eine Frau lächelte ihr entgegen. Die hellbraunen Augen und die dunklen Haare, die ihr in Wellen über die Schulter fielen, erinnerten sie an sich selbst in ihrer Jugend. Selbstvergessen fuhr sie sich durch die inzwischen kurzen Haare, die am Ansatz bereits ergrauten. Wer war diese Frau?

Sie stellte das Foto wieder ab und griff stattdessen nach dem Buch. *Justus Selbig*, stand in der Schönschrift, die sie so gut kannte, auf dem Einband. Ihr Herz schlug schneller. Mit bebenden Händen schlug sie es auf und fuhr zusammen, als ein loses Blatt Papier ihr entgegenwehte. Sie hob es auf und drehte es zu sich herum. Unordentliche Buchstaben hüpfen auf dem Blatt herum und sprangen quer durch die Zeilen.





*Justus,*

*du wusstest, dass dieser Moment kommen würde. Du hast mir nicht nur Egon genommen, sondern auch meinen einzigen Grund zu Leben. Du bist ein Monster, ein grausames, kaltes Monster, aber das brauch ich dir nicht zu sagen. Das weißt du selbst ...*

\*

„Was ist denn mit dir, Thomas?“, fragte meine Mutter und schaute mich fragend an. „Ich habe doch gar nichts in den Karten gesehen ... was hast du angestellt?“

Wütend stocherte ich in meinen Käsespätzle herum, ließ die Gabel ein aufs andere Mal niedersausen und die Nudeln in kleine Stücke zerteilen.

„Ist dir je der Gedanke gekommen, dass Max nicht das war, wofür du ihn hältst?“

„Wie kommst du denn jetzt auf Max? Und was soll das überhaupt heißen, Max war nicht das, wofür ich ihn halte? Max war ein Engel, ein wahrer Engel, das weißt du!“ Sie starrte auf den Tellerrand. „Ich dulde nicht, dass schlecht über ihn gesprochen wird!“ Sie hob den Blick wieder und schaute mich aus kalten Augen an.

„Du weißt gar nichts! Nichts, nichts, nichts!“ Angespannt ballte ich die Faust um die Gabel. „Hast du ihn je *wirklich* gesehen?“

Ich sah, wie sie schluckte, sich verkrampfte, aber ich konnte nicht mehr aufhören. „Wo war er, wenn er nachts verschwand? Woher nahm er das Geld für das Smartphone, die Kopfhörer, seine bescheuerte Designer-Sonnenbrille? Und warum, verdammt noch mal, sollte der unschuldige kleine Max ohne Grund ermordet werden? Max, dein lieber Max, dein Engel, war ein verschissener Drogendealer.“ Ich spürte Genugtuung dabei, die Worte endlich auszusprechen und den Zweifel zu sehen, der sich in ihre Augenwinkel schlich.

„Ich glaube dir nicht.“

„Max war nicht besser als ich.“ Ich betonte jedes Wort einzeln und zog die Silben in die Länge. „Er war nicht besser. Finde dich damit ab.“

Klappernd fiel der Stuhl um, als ich hastig aufstand und den Wohnwagen verließ, ohne mich umzusehen.

Ich ging in den Wald, zu meinem Baumstamm. Eine Weile saß ich einfach nur da und konzentrierte mich aufs Ein- und Ausatmen.

Vor einem Jahr war ich auf dem Weg nach Hause gewesen, als ich das Flüstern hörte. Es war auf Zehenspitzen aus einer kleinen Gasse rechts von mir geschlichen und auf die Straße hinaus getrippelt. Zögernd hatte ich den Kopf gedreht und in die Dunkelheit gespäht.

Im Dämmerlicht sah ich nur zwei schemenhafte Gestalten, die sich drohend gegenüberstanden. Hastig wandte ich mich ab, mit einer Schlägerei wollte ich nichts zu tun haben. Ich hatte gerade zwei Schritte gemacht, als die Stimmen lauter wurden. Eine von ihnen erkannte ich sofort. Max. Max?



Ich ging zurück.

„Wenn ich das Geld bis Dienstag nicht habe, dann wirst du es bereuen!“

„Alter, du hast deinen Anteil schon längst bekommen. Also halt's Maul. Und wenn du mir noch einmal drohst ...“ Den zweiten Typen kannte ich nicht. Er brummte in einem tiefen Bass und ich hatte Schwierigkeiten, ihn überhaupt zu verstehen. „Wir haben ausgemacht, das Geld bei mir zu sammeln und dann zu teilen. Genau das habe ich gemacht. Also halt die Fresse!“

„Du verdammter Hurensohn! Ich kann dich umlegen, du Wichser, weißt du das überhaupt? Zweihundert Euro weniger als letzten Monat! Zweihundert! Und jetzt erzähl mir nicht, dass wir weniger Koks vertickt hätten! Ich lass mich nicht verarschen, verdammte!“

Ich erstarrte. Koks? Koks – so wie in Kokain?

„Du wolltest dealen, oder?“ Der andere senkte bedrohlich die Stimme. Mir kam es so vor, als würden die Hauswände um uns herum näher rücken, uns einschließen, um kein Wort zu verpassen.

„Du wolltest es, du kriegst es. Also: HALT. DIE. FRESSE. JETZT!“

Max wandte wütend den Blick ab und sah mich auf der Straße stehen.

Ich grub die Fingernägel in die Rinde des Baumstamms. Vielleicht hätte ich ihm helfen können. Wenn ich mutig gewesen wäre, statt mich wortlos davonzuschleichen.

Er wollte keine Hilfe, das redete ich mir später immer wieder ein. Er wollte *meine* Hilfe nicht, die Hilfe seines kleinen, schwachen Bruders.

Ich spürte, wie sich Holzsplitter in meine Haut bohrten, die empfindliche Haut aufrissen und sich wie kleine Stachel festsetzten.

Als ich zum Wohnwagen zurückkehrte, saß meine Mutter auf dem Sofa, das Telefon in der Hand.

„Ich habe mit dem Kommissar telefoniert.“ Sie schaute mich mit Tränen in den Augen an. Ich blieb im Türrahmen stehen, erwiderte ihren Blick. Es kam mir vor, als würde sie zum ersten Mal seit langer Zeit *mich* sehen und nicht den Jungen, der ihr anstelle von Max geblieben ist.

Wortlos setzte ich mich neben sie, nahm ihre Hand in meine und schaute dabei zu, wie die letzten Sonnenstrahlen des Tages über die unechten Goldringe an ihren Fingern und die Nieten meiner Lederarmbänder fuhren.

\*

Sabine klappte das Notizbuch zu und lehnte sich zurück, beobachtete, wie sich einzelne Sonnenstrahlen durch die Wolkendecke kämpften und den Schnee zum Funkeln brachten.



Thomas' Geschichte war hier beendet. Sein Geheimnis war aufgedeckt. Sie musste lächeln. Auch sie hatte ein Geheimnis aufgedeckt.

Das Tagebuch hatte sie mitgenommen. Falls Justus sie bedrohen sollte, hatte sie wenigstens etwas gegen ihn in der Hand. Abwesend fuhr sie mit dem Finger den Umriss des Buches in ihrer Tasche nach.

Zum ersten Mal seit langer Zeit fühlte sich nicht mehr schuldig.

Nur wegen Justus war Egon überhaupt in der Klinik gewesen, nur wegen Justus war es zum Kampf gekommen, nur wegen Justus hatte sie schießen müssen.

Trotzdem ging ihr der Brief nicht aus dem Kopf. Selbst jetzt, als sie im Zug Richtung Lübeck saß, ließen die Worte sie nicht los, sondern fielen sie wie wütende Hunde an und verbissen sich in ihren Gedanken.

Justus' Frau, Louisa, hatte eine Affäre mit Egon Schenk gehabt.

Justus hatte die beiden auf frischer Tat ertappt, in seinem eigenen Haus, damals noch die Villa in der Nähe des Wannsees. Seine Hand musste gezittert haben, als er darüber in seinem Notizbuch geschrieben hatte. Zum ersten Mal hatte Sabine seine Schrift nicht schön und gleichmäßig, sondern verschmiert und unordentlich gesehen.

Er wollte Louisa nicht gehen lassen. Vielleicht war es Liebe gewesen, vielleicht aber auch nur sein Stolz, der es ihm nicht möglich gemacht hatte, eine Scheidung zu akzeptieren.

Louisas Verhältnis mit Egon, einem befreundeten Arzt, konnte er aber auch nicht tolerieren.

Seinen Plan, der Affäre ein Ende zu machen, hatte er einige Wochen später notiert: Eine Versöhnung inszenieren, Egon zum Essen einladen, ihn mit Halluzinogenen vergiften und schließlich die Sanitäter benachrichtigen, wenn Egon in den Rauschzustand fiel. Justus würde ihnen erklären, dass sein Freund schon lange unter Schizophrenie litt und eine Behandlung in seiner Klinik anbieten.

Sabine konnte noch immer nicht glauben, dass dieser Plan tatsächlich funktioniert hatte. Aber nur zwei Tage nach dem letzten Eintrag hatte Justus in sein Buch geschrieben, dass die Sanitäter seinem Angebot zugestimmt hatten, glücklich darüber, den Fall an einen erfahrenen Arzt weitergeben zu können.

Dass Egon sich später nicht gewehrt hatte, konnte sie nur auf die Drogen zurückführen, die Justus den Patienten verabreicht hatte.

Louisa hatte er in dem Glauben gelassen, Egon hätte sie verlassen. Für sie war es das Ende gewesen: Sie hatte Justus einen letzten Brief geschrieben und eine Packung Schlaftabletten genommen. Damit hatte wohl selbst Justus nicht gerechnet.

Sabine presste die Stirn gegen das kalte Glas. Auf einen Schlag erschien die Vergangenheit in einem ganz anderen Licht.

Ihre äußerliche Ähnlichkeit mit Louisa, Justus' Aufmerksamkeiten und Egons Heiratsanträge.

Justus' Wut, als sie nicht auf Egon, sondern auf das Fenster geschossen hatte.



Am nächsten Tag rief sie bei der Behörde an und schloss einen neuen Gasvertrag ab. Es gab keinen Grund mehr zu fliehen.

Nur eine Frage nagte immer noch an ihr: Warum hatte Justus ihr den Schlüssel zu seiner Wohnung geschickt? Warum wollte er, dass sie den roten Raum sah und von seiner Frau erfuhr?

Sie wusste, dass sie darauf nur eine Antwort bekommen würde, wenn sie ihn persönlich fragte.

Am Nachmittag machte sie sich auf den Weg zum Einwohnermeldeamt.

An der Info wurde sie zu Raum 106 verwiesen, die Treppe hoch und dann links.

Nachdem sie den Raum betreten hatte, sah sie sich einer rundlichen Frau gegenüber, etwa in ihrem Alter. Trotz der kalten Temperaturen draußen trug sie nur ein dünnes Top. Ihre Brüste drohten, jeden Moment aus dem tiefen Ausschnitt zu fallen. Hastig wandte Sabine den Blick ab.

„Ich würde gerne Kontakt mit einem alten ...“ Sie räusperte sich. „... einem alten Freund aufnehmen. Leider weiß ich nicht, wo er momentan wohnt ... Könnten Sie mir helfen?“

„Wie heißt er denn, der Jute?“

„Justus Selbig. Zuletzt hat er in Berlin gewohnt, falls Ihnen das hilft“, sagte sie mit leiser Stimme.

Die Frau tippte gemächlich etwas in den Computer vor ihr ein und antwortete dann:

„Se haben Glück, da gibt’s nur eenen. Tot.“

„Tot?“

„Vor zwei Jahren gestorben. Wie kann ich Ihnen leider nicht sagen. Unterliegt der Schweigepflicht, wissen se? Sechs Euro fuffzig macht des übrigens“, antwortete sie.

Verwirrt schaute Sabine sie an.

„Sechs fuffzig, wissen Se? Für das Raussuchen. Wollen Se mit Kreditkarte oder in bar bezahlen?“

Es war schon dunkel, als sie nach Hause zurückkehrte. Mühsam stapfte sie die Stufen in den zweiten Stock hinauf und blieb vor ihrer Wohnungstür stehen. Tot. Bei Müllers hörte sie die Katze leise miauen. Sie musste lachen. Hoffentlich hatte ihr das Katzenfutter geschmeckt.

Erst als sie aufschließen wollte, bemerkte sie den Zettel an der Tür. Ein rotes Post-It, die gleiche Schrift wie in dem Umschlag, den sie letzte Woche erhalten hatte.

*Du kennst die Wahrheit. Mehr wollte ich nie.*